

Weihnachten 1966

Autor(en): **G.C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **75 (1966)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-975186>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Weihnachten 1966

Nur eine Geschichte?

Ich bin achtundvierzig Jahre alt — genau achtundvierzig einhalb — also kein Kind mehr, das an Märchen glaubt, aber auch noch kein Greis, der zum kindlichen Gemüt zurückkehrt und für den es wieder Geschichten gibt. Ich bin ein Mann in den besten Jahren, wie man sagt, und stehe mitten im Leben, mit beiden Füßen fest auf dem Erdboden. Ich lebe nicht von Märchen, nicht von Geschichten, nicht von Erinnerungen.

Ich habe ein grosses Geschäft aufgebaut, habe Frau, Tochter und Sohn. Mir gehören zwei Personautos, etliche Lastwagen, ein zehnzimmriges Haus mit grossem Garten, ein ausgedehntes Stück Wald, in dem ich reite und jage. Ich bin hoch versichert. Es geht mir ausgezeichnet. Ich arbeite sehr viel und setze mich ganz für meinen Betrieb ein. Ferien in einem Luxushotel am Meer erhalten meine Spannkraft. Man muss ja arbeiten, viel arbeiten, wenn man sich behaupten will. Der Segen bleibt nicht aus. Geld hier, Geld dort, Aktienbündel, Macht, Erfolg. Man wird geehrt, ich bin schon längere Zeit im Gemeinderat und verwalte die Finanzen unseres grossen Industrieortes, auch bin ich im Vorstand des Musik-, des Turn- und des Gesangvereins. Bei der Feuerwehr ernannte man mich zum Stellvertreter des Kommandanten. Ausserdem amte ich als Mitglied von vier oder sechs Verwaltungsräten — und wo überall noch — was weiss ich. In viele Kommissionen wurde ich berufen — schliesslich sollen vor allem Praktiker mitreden, Leute, die gezeigt haben, dass sie etwas können und etwas leisten und etwas von den Dingen verstehen. Manchmal wünschte man sich mehr Zeit für sich selber und auch für die Familie. Aber was will man? Tempo muss sein, sonst fällt man zurück. Tempo — Tempo! Heute geht es nicht ohne eine gewisse Hetze. Aber selbst in dieser Hetze behalte ich alles fest in meiner Hand, denn alles ist durchorganisiert und berechnet. Alles läuft wie ein Uhrwerk ab. Für Gefühle bin ich nicht zu haben. Das heutige Leben ist Mathematik!

Es ist vor Weihnachten. Diese Zeit setzt mir zu. Nebeltage betten die Landschaft in Watte. Der Duft gebratener Maroni hängt in den Strassen. Die Heilsarmee stellt ihre Sammelbüchsen auf und singt Lieder. Ich bin unruhig und gereizt. Ach, ich weiss schon, woher das rührt. Immer erzählte man uns Märchen. Die Grossmutter erzählte Märchen. Die Mutter erzählte Märchen. Der Lehrer erzählte Märchen, und hin und wieder tat es auch der Vater. Ich erinnere mich — wir Kinder sasssen vor dem Zubettgehen auf der Steinplatte unseres Kachelofens. Im Ofenloch schmorten die Aepfel, und

ihr Duft verbreitete sich in der Stube. Ein dünnes Licht dämmerte im Raum. Weihnachten — Märchen — Armut. Ich habe sie nicht gern, die Märchen — ich liebe Realität. In dieser Zeit, da sie mich bedrängen, werde ich ihrer nur los, wenn ich eines niederschreibe und mir laut vorlese. So schwindet die Unruhe.

Für Weihnachten 1966 werde ich mir diese Geschichte erzählen:

Es war einmal ein Sohn sehr reicher Eltern. Sie vererbten ihm einige Fabriken, dicke Aktienpakete und ein Schloss. Doch eines vererbten sie ihm nicht, den Sinn für Geld und für die Geschäfte. Er träumte und meditierte und las Bücher über alte Völker, Bücher von Philosophen und Weisen. So kam es, dass die Unternehmungen, die zu seines Vaters Zeiten blühten, einzelne Abteilungen einstellen mussten.

Der Sohn aber las und meditierte weiter.

Eines Nachts stiess er auf die Schrift eines unbekanntenen, namenlosen Weisen: «Gib alles hin, was Du hast. Nimm nichts. Darin liegt das Glück. Und wenn Du glücklich bist, wirst Du reich sein, und Du besitzt mehr als alle Schätze der Welt. Du wirst von Herzen lächeln können. Verschenke auch das.» Diese Sätze wühlten ihn auf und liessen ihn keinen Schlaf mehr finden, bis er hinging und alles, was er noch besass, den Armen verschenkte. In der grossen Stadt nahm er eine Stelle als kleiner Angestellter auf irgendeinem Amt an. Er wollte nur noch so viel verdienen, als er zu seiner leiblichen Existenz brauchte. Er war ein fleissiger, bescheidener, anspruchsloser Arbeiter, ein guter Kollege, ein vorbildlicher Mensch. Er lebte fortan in einer Mansarde, ass in billigen Gaststuben, und abends las er und meditierte.

Eines Tages suchte er einen alten Meisterclown auf, der die Bühne und Manege verlassen und sich mit seiner Frau in eine kleine Stadtwohnung zurückgezogen hatte. Von hier aus beobachtete der Clown das Leben und Treiben der Zeit, wie von einer Verkehrskanzel herab. Was er wolle, fragte der Meisterclown den kleinen Angestellten. «Ich möchte die Kunst lernen, andere Leute zum Lachen zu bringen — Lachen schenken, auch jenen, die traurig sind.» Der Meisterclown rieb sein Kinn: «Ja, lernen kann man das schon, aber es bedarf harter Arbeit, und es ist ein langer Weg — und . . .» Der alte Mann schwieg eine Weile, «es braucht ein fröhliches und glückliches Herz, auch wenn man traurig und unglücklich ist. Wirst Du das wohl besitzen?»



«Ich hoffe es — ich will versuchen, es zu finden. Ich habe den Weg begonnen und will ihn weitergehen.»

«Du wirst viel Geduld haben müssen . . .»

«Ja, ich will.»

Der kleine Angestellte übte fleissig in seiner Freizeit unter Anleitung des Meisterclowns. Er lernte das Schminken, übte die Bewegungen in den weiten Kleidern und grossen Schuhen, schnitt vor dem Spiegel Faxen und Grimassen — turnte, zauberte, sang und spielte auf seiner Gitarre. Wenn ihm etwas gelang, lachte er selber wie ein grosses Publikum. Viele, viele Wochen und Monate brachte er so zu, verbesserte, feilte, wiederholte und verbesserte sich nochmals. Als er dann eine ganze Nummer einstudiert hatte und sein Meister einigermassen mit ihm zufrieden war, besuchte er die Insassen von Spitälern und Zuchthäusern. Wenn er auftrat, war das Leid für ein paar Augenblicke vergessen, die Gitterstäbe schienen verschwunden zu sein. Alles kannte ihn, aber niemand ausser dem alten Meisterclown wusste, wer er war — niemand wusste von seinem Leben. Er kam, trat auf, begeisterte, erfreute und ging. Er verlangte keinen Lohn, wollte keine Geschenke, wies jedes Entgelt, jedes Wort der Anerkennung zurück. Er war ein kleiner Angestellter auf irgendeinem Amt und nebenbei Clown.

Am Fluss, weit ausserhalb der Stadt, in stiller Abgeschiedenheit lag ein Pflegeheim. Alte, Gebrechliche und Menschen, die die Stadt ausspie, weil sie in ihrer Betriebsamkeit nirgends einen Platz für sie hatte, weil sie überflüssig waren und anderen im Wege standen, wohnten hier. Ein Heer Geschlagener, Gezeichneter, Zerfetzter. Gutherzige Schwestern pflegten diese Alten und Gebrechlichen, Ordensschwestern, die auf alles verzichteten, um dem Nächsten zu dienen.

Heiliger Abend. Der Clown klopfte an die Türe des Heimes. Man öffnete ihm: «Grüss Gott, Herr Clown, schön, dass Sie wieder einmal zu uns kommen. Aber es ist etwas ungelegen. In ein paar Minuten beginnt im grossen Saal die Weihnachtsfeier.» «Das ist ja grossartig, da seid Ihr alle hübsch beisammen. Christkind oder Clown, beide schenken ja. Was wollen Sie da noch mehr, Schwester?», und der Clown huschte lachend an der verdutzten Schwester vorbei. «Komischer Mensch, dieser Clown,» murmelte diese, drehte den grossen, alten Schlüssel und schüttelte den Kopf.

Im riesigen Saal strömte alles, was gehen konnte, zusammen. Die Weihnachtsfeier war angekündigt. Ein Christbaum strahlte Helle in den Raum. Die Schwestern eilten geschäftig hin und her, umsorgten ihre

Pfleglinge, halfen den Alten auf ihre Sitze, stolperten über Krücken. Weihnachtsstimmung voller Erwartungen. Die Schwestern stimmten ein Weihnachtslied an. Die Kranken waren unruhig und riefen immer wieder dazwischen: «Jetzt kommt dann das Christkind! Wann kommt denn das Christkind?»

Und zur Türe herein tapste der Clown. Seine langen Schuhe schlugen wie Flossen auf den Boden. Da gab es grosse Augen — Grabesstille — dann ein Lachen — immer mehr Lachen. Man lachte ob des Auftritts, ob der Spässe, ob der turnerischen Kunststücke, ob der Zaubereien, ob der Faxen, der Grimassen. Man lachte, und die Schwestern kicherten. Eine vergnügte Fröhlichkeit verbreitete sich. Die Schwachsinnigen rutschten auf ihren Sitzen hin und her. Einer stand auf und rief: «Herr Clown — und die Geschenke? Ich möchte so gern eine Eisenbahn.» Ein anderer: «Ich ein Dampfschiff.» Ein Dritter: «Und ich einen Kran.» Und weiter: «Ich ein Velo — ich eine Dampfwalze — ich ein Auto — und ich ein Mädchen zum Spielen.» Der Clown griff in die weiten Taschen und holte daraus Eisenbahn, Dampfschiff, Kran, Velo, Dampfwalze, Auto und ein Mädchen hervor, jedem das, was er wünschte. Die Oberin dankte. Die Schwestern sangen vierstimmig ein Weihnachtslied, und die Kranken spielten mit ihren Geschenken. Die Kerzen brannten dem Ende zu, und Wachs tropfte auf Weihnachtspapier. «Wunderschöne Weihnachten!» rief einer der Kranken. Der Clown verliess den Saal.

Im oberen Stockwerk lagen jene, die das Bett nicht verlassen konnten. Bett an Bett. Auf jedem Nachttisch ein Tannenzweig, eine Kerze und ein kleines Paket. Leise trat der Clown in den Saal, schlug behutsam auf seiner Gitarre Akkorde an, stieg auf den Sitz eines Stuhles, hockte sich auf die Lehne, kreuzte die Beine. Die Köpfe der Kranken auf den blaukarierten Kissen drehten sich alle nach ihm um. Ein altes Mütterchen bat: «Herr Clown, spielen Sie doch die schönen alten Weihnachtslieder, die wir schon als Kinder sangen.» Die anderen Kranken stimmten zu. Der Clown besann sich einen Augenblick, dann schwebten die Melodien, wie auf Flügeln getragen, durch den Raum — sonst Stille. Und als das Lied verklang, drängten sie ihn, von vorn zu beginnen — immer wieder von vorn, immer wieder. Der Clown, den Kopf vornübergebeugt, spielte und spielte, betrachtete dabei die Bewegungen seiner Finger, horchte den Tönen der Saiten, variierte die Melodien, schmückte sie aus, improvisierte. Auf den Zehenspitzen trat die Schwester zu ihm,

zupfte ihn am weiten Aermel seines Rockes und flüsterte: «Kommen Sie — sie schlafen alle so schön, und so leicht schlafen sie, diese kranken und müden Alten, die sonst die Nächte durchwachen. Sehen Sie, wie alle lächeln, als würden sie die Krippe und den Weihnachtsstern schauen.» Sie verliessen den Saal. Die Schwester zog die Türe sachte zu.

Am Ende des Korridors lag ein grosses Zimmer. Die Schwerkranken hatten hier ihre Heimstätte. Vor dem Eingang stand die Schwester still, wandte sich zum Clown und sagte: «Wollen Sie wirklich auch da hinein? Einige von ihnen werden wohl die nächste Weihnacht nicht mehr erleben. Sie werden dem Stern folgen und das Christkind schauen.» Der Clown nickte, und sie traten ein. Nur ein paar Wandlämpchen brannten. Unter ihnen sass Schwestern, beteten, die Arme in den Aermeln versteckt, oder hatten ein Buch aufgeschlagen. Hin und wieder glitt ihr Blick über die Betten. Der Clown blieb stehen. Die Frauen, die ihm zunächst lagen, hatten ihr Haar verloren, ihr Gesicht schien fleischlos, nur Haut über Schädelknochen gespannt. Die Augen waren starr zur Decke gerichtet. Der Clown stand stumm, die Arme herunterhängend, die eine Hand um den Gitarrenhals geklammert, die andere, als übte er auf dem Griffbrett. Niemand wandte den Kopf nach dem Eingetretenen, die Schwestern nicht und die in den Betten ebenfalls nicht. Der Clown liess seine Blicke von Bett zu Bett schweifen und blieb stumm. So stand er lange da und schaute, schaute.

Leise, sanft legte die Schwester ihre Hand auf seine Schulter: «Kommen Sie.» Sie gingen unbemerkt hinaus. Eine Träne perlte über die Wange des Clowns und hinterliess auf der Schminke eine dünne, glänzende Spur. «Sehen Sie», sagte die Schwester, «alles vergeht, alles endet. Das Leben ist nur ein Warten auf die Weihnacht, ein einziger Advent. Und wir können nichts mitnehmen. Ist das traurig? Nein, wir müssen uns freuen. Das Glück liegt im Nichts und im alles Hergeben.» «Und lächeln», fügte der Clown hinzu. «Ja, wer das kann, ist wirklich glücklich, und nur ein gutes Herz ist dessen fähig. Ich weiss, ein gutes Herz passt nicht in unsere Zeit, die nach Geld, nach Gold und Rang misst.» Beide senkten die Köpfe. Dann sah der Clown mit seinen von grossen, grüneschminkten Brauen umwölkten Augen der Schwester ins Gesicht und sagte langsam, als müsste er jedes Wort neu finden und formen: «Ein gutes Herz ist zeitlos. Geld, Gold und Rang werden von der Zeit hinweggeschluckt.» Ohne sich umzudrehen, tapste er davon. In einer Kammer

schminkte er sich ab, wechselte die Kleider und verliess das Haus. Zu Fuss wanderte er durch die dunkle Landschaft. Es war kalt, und die Sterne flimmerten. Der Schnee knisterte unter seinen Schuhen. Er wanderte der Stadt zu, wanderte und lächelte still vor sich hin.

Wenn ich mir diese Geschichte erzählt haben werde — ich weiss, eine dumme, wehmütige, unmögliche Geschichte — wenn ich die Festtage mit ihren Freuden hinter mich gebracht habe, werde ich wieder zu meiner

Arbeit und zu meinen Pflichten zurückkehren — befreit — einen Traum habe ich abgeschüttelt, ein Märchen vergessen. Ich werde wieder überlegen und ruhig meinen Betrieb leiten. Er ist Realität und bedeutet mir alles.

G. C.

